

# MERKUR

Gegründet 1947 als Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

*Uwe Volkmann*, Böckenfördes Frage

*Philip Manow*, Kanzlisten

*Heinrich Niehues-Pröbsting*, Über meinen Lehrer

Hans Blumenberg

*Jan von Brevern*, Ästhetikkolumne. Kunst ohne Gattung

*Wolfgang Kemp*, International Art English reloaded

*Daniel Weidner*, Kulturkampf gestern und heute

*Vanessa de Senarclens*, Voltaire in Łódź

*Richard Schuberth*, Ungarn – Land der offenen Arme

*Eckhardt Köhn*, Heideggers Anzug

*Robin Detje*, No one gets out here alive



74. Jahrgang, Oktober 2020

*Klett-Cotta*

857

# ***MERKUR***

Gegründet 1947 als Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken

Der Merkur ist eine Kulturzeitschrift, wobei der Begriff der Kultur in denkbar weitem Sinne zu verstehen ist. Er erscheint monatlich und wendet sich an ein anspruchsvolles und neugieriges Publikum, das an der bloßen Bestätigung der eigenen Ansichten nicht interessiert ist. Mit kenntnisreichen und pointierten Essays, Kommentaren und Rezensionen hält der Merkur gleichermaßen Distanz zum Feuilleton wie zu Fachzeitschriften. Die Unterzeile »Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken« formulierte bei der Gründung im Jahr 1947 das Bekenntnis zu einer weltanschaulich unabhängigen Form von Publizistik, die über kulturelle und nationale Grenzen hinweg alle intellektuell relevanten Debatten ihrer Zeit aufnehmen wollte. Auch wenn der Horizont für ein solches Unternehmen sich mittlerweile deutlich erweitert hat, trifft das noch immer den Kern des Selbstverständnisses der Zeitschrift.

Heft 857, Oktober 2020, 74. Jahrgang

Herausgegeben von Christian Demand und Ekkehard Knörer

Gegründet 1947 von Hans Paeschke und Joachim Moras

Herausgeber 1979–1983 Hans Schwab-Felisch

1984–2011 Karl Heinz Bohrer

1991–2011 Kurt Scheel

Lektorat / Büro: Ina Andrae

Redaktionsanschrift: Mommsenstr. 27, 10629 Berlin

Telefon: (030) 32 70 94 14 Fax: (030) 32 70 94 15

Website: [www.merkur-zeitschrift.de](http://www.merkur-zeitschrift.de)

E-Mail: [redaktion@merkur-zeitschrift.de](mailto:redaktion@merkur-zeitschrift.de)

Der Merkur wird unterstützt von der Ernst H. Klett Stiftung Merkur.

Partner von Eurozine, [www.eurozine.com](http://www.eurozine.com)

Verlag und Copyright: © J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,  
Postfach 106 016, 70049 Stuttgart, Tel. (0711) 66 72-0, [www.klett-](http://www.klett-)

[cotta.de](http://cotta.de) · Geschäftsführer: Dr. Andreas Falkinger, Philipp Haußmann, Tom Kraushaar. ·  
Leiter Zeitschriften: Thomas Kleffner, [th.kleffner@klett-cotta.de](mailto:th.kleffner@klett-cotta.de) · Media-Daten:  
[www.merkur-zeitschrift.de/](http://www.merkur-zeitschrift.de/)

[media](http://media) · Manuskripte: Für unverlangt und ohne Rückporto eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. · Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 3. September 2020 · Gestaltung: Erik Stein · Satz und E-Book-Umsetzung: Dörlemann-Satz GmbH & Co. KG, Lemförde

Bezugsbedingungen: Der Merkur erscheint monatlich. Preis 14 €; im Abonnement jährlich 140 € / 162 sFr; für Studenten gegen Vorlage einer Bescheinigung 96 € / 114 sFr; alle Preise jeweils zzgl. Versandkosten. · Die elektronische Version dieser Zeitschrift mit der Möglichkeit zum Download von Artikeln und Heften finden Sie unter [www.volltext.merkur-zeitschrift.de](http://www.volltext.merkur-zeitschrift.de). Der Preis für das elektronische Abonnement (E-Only) beträgt 140 € / 162 sFr; für Studenten und Postdocs gegen Vorlage einer Bescheinigung 48 €; für Privatkunden, die gleichzeitig die gedruckte Version im Abonnement beziehen, 20 € / 28 sFr. Im jeweiligen Preis der elektronischen Abonnements ist der Zugriff auf sämtliche älteren digitalisierten Jahrgänge enthalten. Preise für Bibliotheken und Institutionen auf Anfrage. Alle genannten Preise enthalten die zum Zeitpunkt des Kaufs gültige Mehrwertsteuer. In Drittländern jenseits der Schweiz (und außerhalb der EU) gelten die angegebenen Preise netto. · Die Kündigung des Abonnements muss spätestens vier Wochen vor Ende des Bezugszeitraums in schriftlicher Form erfolgen. Ansonsten verlängert es sich automatisch um ein Jahr. Die Mindestbezugsdauer beträgt ein Jahr.

*Abonnementverwaltung* (falls vorhanden, bitte Ihre Kundennummer angeben):  
Leserservice Verlag Klett-Cotta, Postfach 13 63, 82034 Deisenhofen, Telefon  
(0 89) 8 58 53-868, Fax (0 89) 8 58 53-6 28 68.

E-Mail: [klett-cotta@intime-media-services.de](mailto:klett-cotta@intime-media-services.de)

ESSAY In vielen Untergangsprognosen hatte man den Staat als Akteur schon gar nicht mehr auf der Rechnung. Nun hat er sich zurückgemeldet, und bei genauerem Hinsehen merken wir: Er war nie wirklich weg. (S. 5) Recht und Rechtsordnung sind zwei unterschiedliche Dinge, und die Rechtsordnung ist manchmal auch nur noch Ordnung – und gar nicht mehr Recht. (S. 20) Bei Blumenberg lernte ich eine neue Haltung zur Philosophie und einen anderen Stil des Philosophierens kennen. Die gesellschaftlich-politische Relevanz, die für die Frankfurter Schule so wichtig war, spielte keine Rolle. Auch mit der Berufung auf die aktuell führenden Autoritäten konnte man bei ihm nicht punkten. (S. 33) KRITIK Man stelle sich vor, *alle* Schriftsteller würden Buchstabensalat produzieren und *alle* Musiker wilde Dissonanzen erzeugen – und nur ein paar arme Tröpfe, die es noch immer nicht kapiert hätten, würden nach wie vor Geschichten schreiben oder Melodien komponieren. (S. 47) Häufung, Schüttung und Assemblage sind in ihrer formlosen Unendlichkeit für die Kunst der

Wohlstandsgesellschaft, was Montage und Collage für die der ärmeren und härteren Zeit nach dem Ersten Weltkrieg waren. (S. 57)

MARGINALIEN Wenn heute ständig die Gefahr neuer Kulturkämpfe beschworen wird, mag es hilfreich sein, sich den »Großen Kulturkampf« der 1870er Jahre noch einmal etwas genauer anzuschauen. (S. 69) Während man in Polen von »sichergestellten Büchersammlungen« spricht, fallen in Deutschland dieselben Bücher schnell unter die Rubrik »Beutekunst«. Zwei Länder, zwei Erinnerungskulturen, die das Trennende betonen. (S. 77) Wie so oft ist auch in Ungarn der kulturelle Nationalismus nicht von heute auf morgen entstanden, sondern keimte als Versuchsanordnung weitaus früher. (S. 84) Ist es notwendig, sich mit der Kleidung eines Philosophen zu beschäftigen, wenn man sich für dessen Leben und Werk interessiert? Bei Heidegger womöglich schon. (S. 93) Man muss die Ängste der Menschen ernst nehmen. Muss man das? Hilft ihnen das? (S. 101)

ISSN Print 0026-0096 / ISSN Online 2510-4179 [www.merkur-zeitschrift.de](http://www.merkur-zeitschrift.de)  
ISBN 978-3-608-11181-1

# Inhalt

Autorinnen und Autoren

Zu diesem Heft

## BEITRÄGE

*Uwe Volkmann*

Böckenfördes Frage.

Zehn Kapitel zum »Staat in der Luft« in Zeiten der Krise

*Philip Manow*

Mit Kanzlisten gegen Kanzlisten denken

*Heinrich Niehues-Pröbsting*

Über meinen Lehrer Hans Blumenberg

## KRITIK

*Jan von Brevern*

Ästhetikkolumne.

Kunst ohne Gattung

*Wolfgang Kemp*

Too Too-Much Much.

Ein neuer Blick auf International Art English

## MARGINALIEN

*Daniel Weidner*

Kulturkampf gestern und heute.

Eine Erinnerung in systematischer Absicht

*Vanessa de Senarclens*

Verlegt, verwahrt und vergessen Die Bücher aus den  
ehemaligen deutschen Bibliotheken in Polen

*Richard Schubert*

Ungarn - Land der offenen Arme

*Eckhardt Köhn*

Trachtenhermeneutik.

Fragen zu Martin Heideggers Anzug in den Marburger  
Jahren

*Robin Detje*

Träumen Chemtrails von elektrischen Reptilienmenschen?

**Vorschau**

*Uwe Volkmann*, geb. 1960, Professor für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. 2018 erschien *Rechtsphilosophie*.

[volkmann@jura.uni-frankfurt.de](mailto:volkmann@jura.uni-frankfurt.de)

*Philip Manow*, geb. 1963, Professor an der Universität Bremen. 2018 erschien *Welfare Democracies and Party Politics* (Mitherausgeber), 2020 *(Ent-)Demokratisierung der Demokratie*. [manow@zes.uni-bremen.de](mailto:manow@zes.uni-bremen.de)

*Heinrich Niehues-Pröbsting*, geb. 1946, Professor emeritus für Geschichte der Philosophie an der Universität Erfurt. 2016 erschien die Broschüre *Von der Theologie zur Philosophie. Der Philosoph Hans Blumenberg*.

[heinrich.proebsting@uni-erfurt.de](mailto:heinrich.proebsting@uni-erfurt.de)

*Jan von Brevern*, geb. 1975, Kunsthistoriker. Zur Zeit vertritt er den Lehrstuhl für Allgemeine Kunstgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

[jan.brevern@lmu.de](mailto:jan.brevern@lmu.de)

*Wolfgang Kemp*, geb. 1946, Kunsthistoriker. Professor emeritus an der Universität Hamburg. 2018 erschien *Der Scheich*, 2019 *Was für ein Sommer*.

*Daniel Weidner*, geb. 1969, Professor für Kulturforschung an der Humboldt-Universität Berlin. 2014 erschien (zus. m. Robert Buch) der Herausgeberband *Blumenberg lesen. Ein Glossar*.

*Vanessa de Senarclens*, geb. 1968, Privatdozentin an der Humboldt-Universität zu Berlin. 2020 erschien *Mathias Énard et l'érudition du roman* (Mitherausgeberin).

[senarclv@hu-berlin.de](mailto:senarclv@hu-berlin.de)

*Richard Schuberth*, geb. 1968, Schriftsteller, Essayist. Demnächst erscheint sein jüngster Roman *Bus nach Bingöl*.

*Eckhardt Köhn*, geb. 1952, Literaturwissenschaftler und Fotohistoriker. 2019 erschien *Eduard Wasow und das Ende der Kunstfotografie*.

*Robin Detje*, geb. 1964, lebt als Autor, Literaturübersetzer und Teil der Künstlergruppe bösediva in Berlin. Twitter: @robindetje

## Zu diesem Heft

*Kunstaussstellungen sind Orte programmatischer Unvorhersehbarkeit:* »Bonbons könnten auf dem Boden liegen, jemand könnte mit dem Fahrrad umherkurven, seltene Kartoffelsorten könnten in eigens angelegten Beeten vor sich hin wachsen. Möglicherweise zieht ein leiser Windhauch durch den ansonsten leeren Ausstellungsraum, oder Bilder hängen an der Wand, oder jemand kocht etwas.«

Diese staunenswerte Vielgestaltigkeit ist das Resultat eines Entgrenzungsprozesses, der, wie Jan von Brevorn in seiner Ästhetikkolumne nachzeichnet, vor gut zweihundert Jahren mit dem Verschwinden der Gattungen und Genres begonnen und sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts im Zeichen von Geniekult und Avantgarde zunehmend radikalisiert hat. Vergleichbare ästhetische Revolutionen gab es im selben Zeitraum auch in anderen Künsten, im Theater, im Tanz, in der Literatur und der Musik. Nirgends aber, so von Brevorn, war deren normzersetzende Kraft so folgenreich wie in der Bildenden Kunst.

Von Kunstkritik und Kunstgeschichte wurde und wird das Verschwinden ästhetischer und poetologischer Konventionen überwiegend als Gewinn verbucht, als Sieg der künstlerischen Autonomie über die Tyrannei willkürlicher Regeln. Die seltsame Manier, in der über zeitgenössische Kunst gesprochen und geschrieben wird, legt hingegen nahe, dass dem auch eine Verlustseite

gegenüberstehen könnte. Von »Kuratorendeutsch« schreibt Jan von Brevorn, und er hat dafür so wenig übrig wie Wolfgang Kemp für das »International Art English«, die Lingua franca des zeitgenössischen Ausstellungsbetriebs. Im Licht von Brevorns Diagnose erscheint dieses von Kemp präzise auseinandergenommene Theorie-Pidgin als Kompensationsphänomen: Die Buzzword-Begrifflichkeiten, ihre Häufung, ihre Referenz weniger auf die Gegenstände als aufeinander und auf einen geteilten Theoriehorizont (re)produzieren eine Form von Ordnung, die es auf der Gegenstandsebene nicht mehr gibt.

*CD/EK*

# Beiträge

*Uwe Volkmann*

## **Böckenfördes Frage**

*Zehn Kapitel zum »Staat in der Luft« in Zeiten der Krise*

*I.*

**A**ls Ernst-Wolfgang Böckenförde den Satz formulierte, der ihn berühmt gemacht hat, verband er ihn mit einer Diagnose, die man ungefähr kennt, und einer Frage, von der damals und auch seither wenig Notiz genommen wurde.<sup>1</sup> Der Satz ist der Satz von den Voraussetzungen, von denen der freiheitliche Staat lebt, ohne sie garantieren zu können; er ist dort ergänzt um die Bemerkung, dies sei das große Wagnis, das er um der Freiheit willen eingegangen sei. Die Diagnose, der er sich verdankt, liegt in der Deutung der »Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation«, wie sie auch den Titel der damaligen Abhandlung bildete: Im Verlaufe jenes Vorgangs habe sich, so Böckenförde, der Staat von der Religion emanzipiert, und zwar nicht nur im Sinne der Befreiung von päpstlich-kirchlicher Vorherrschaft, sondern auch im Sinne der inneren Abtrennung von der Religion überhaupt, damit aber auch von dem moralischen Regulativ, das dem menschlichen Leben lange Zeit Richtung und Maß gab und

das ganze Gebilde überhaupt zusammenhielt. Der Staat sei dadurch ohne geistiges Prinzip, stehe, wie Hegel einmal schrieb und Böckenförde an anderer Stelle halb zustimmend zitiert, »in der Luft«. Eine Zeitlang habe dies allerdings verdeckt bleiben können, weil im 19. Jahrhundert mit der Idee der Nation eine neue einheitsbildende Kraft an die Stelle der alten getreten sei, die eine neue, nun äußerlichpolitisch gewendete Homogenität begründet habe. Auch diese könne aber dem »Individualismus der Menschenrechte« nicht standhalten, der, »zur vollen Wirksamkeit gebracht«, zuletzt sich auch von dieser Verbindung emanzipieren müsse. Nach 1945 habe man dann, vor allem in Deutschland, versucht, in der »Gemeinsamkeit vorhandener Wertüberzeugungen« eine neue Homogenitätsgrundlage zu finden. Böckenförde schien dies jedoch zeitlebens nicht nur ein »höchst dürftiger«, sondern auch »gefährlicher Ersatz«; er öffne dem »Subjektivismus und Positivismus der Tageswertungen« das Feld, die am Ende die Freiheit eher auflösten als fundierten. Der Staat könne deshalb den Ausweg darin suchen, sich »zum Erfüllungsgaranten der eudämonistischen Lebenserwartung der Bürger« zu machen und daraus die ihn tragende Kraft zu gewinnen. Das Feld, das dadurch eröffnet sei, sei allerdings grenzenlos; der Staat, »auf die inneren Bindekräfte nicht mehr vertrauend oder ihrer beraubt«, werde dadurch auf den Weg gedrängt, die »Verwirklichung der sozialen Utopie zu seinem Programm zu erheben«, was das prinzipielle Problem kaum lösen werde. Dies führt zu der Frage, auf die dann alles zuläuft; es ist die Frage nach der Stabilität des gesamten Gebildes, wenn es wirklich einmal auf die Probe gestellt werden sollte: »Worauf stützt sich dieser Staat am Tag der Krise?«

## II.

Als Böckenförde diese Frage stellte, bestand wenig Anlass, ihr auf den Grund zu gehen: Der Text erschien erstmals 1967 in der Festschrift für Ernst Forsthoff; drei Jahre vorher waren die wesentlichen Überlegungen in der Abgeschlossenheit der Ebracher Seminare vorgetragen worden, einem Kreis überwiegend rechtskonservativer Denker, die wiederum Forsthoff um Carl Schmitt versammelt hatte. Es waren alles in allem ruhige Zeiten, die junge Bundesrepublik bewegte sich wirtschaftlich in sicherem Fahrwasser, von Bonn aus wurde sie gemächlich regiert, keine Studentenrevolte warf ihre Schatten voraus: von Krise nichts zu sehen.

Heute wäre sie da, in Gestalt eines Virus, das nicht nur das Leben, sondern auch die Lebensform einer freiheitlichen Gesellschaft bedroht, und dies in einer Weise und einer Intensität, der man in den letzten Jahrzehnten wenig Vergleichbares an die Seite stellen mag. Worauf also stützte sich der Staat in dieser Situation? Befragen wir dafür, anknüpfend an Böckenfördes Entfaltung des Problems, zunächst die »Gemeinsamkeit vorhandener Wertüberzeugungen«, der er selbst in dieser Hinsicht so wenig zugetraut hatte. Hierzulande sieht man sie meist verkörpert in der Verfassung, die man deshalb ausdrücklich zu einer »Wertordnung« erklärt hat, und dies gerade in der Hoffnung, darin den sachlichen Kern der den Staat künftig tragenden Gesinnung zu finden. Hätte diese sich dann in der Krise bewährt?

Das ließe sich insofern bejahen, als unter ihren vielen Werten und Höchstwerten eben auch das Leben einen Höchstwert bildet, der sich hier nun auf Zeit und vielleicht zusammen mit der ebenfalls noch einmal aufgewerteten

Solidarität gegen andere durchgesetzt hätte; insbesondere die Freiheit war ja in ihrem elementaren Kern, als körperliche Bewegungsfreiheit und als Freiheit der Begegnung mit anderen, während des Lockdown praktisch aufgehoben. In der Sprache der Werte handelte es sich dann nüchtern gesehen um einen Tausch: Der Wert Freiheit wird, durchaus in einem Akt kollektiver Solidarität, befristet für den Wert Leben hingegeben oder dispensiert. Die Frage wäre nur, was von Werten zu halten ist, die sich in dieser Weise gegeneinander austauschen lassen. Möglicherweise bestätigt sich darin nur Böckenfördes Verdacht, dass die Rede von den Werten inhaltlich leer ist und sie, wie er an anderer Stelle schrieb, nur eine »Bezeichnungsfunktion« für den je aktuellen Konsens hat: im Sinne eben des »Subjektivismus und Positivismus der Tageswertungen«, der sich in ihnen durchsetzt.

Mit Blick auf die Situation im vom Virus besonders hart getroffenen Italien hat Giorgio Agamben dies zuletzt zu der Kritik radikalisiert, dass unsere Gesellschaft angesichts der Gefahr, sich mit dem Virus anzustecken, praktisch alles zu opfern bereit sei, dass sie keinen anderen Wert mehr habe als das eigene Überleben, an nichts glaube außer an das nackte Leben, das auf seine rein biologischen Funktionen reduziert sei und jede soziale, menschliche oder affektive Dimension eingebüßt habe.<sup>2</sup> Das war in seinen ersten Stellungnahmen verquickt mit verschwörungstheoretischen Verharmlosungen des Virus sowie seiner allgemeinen These vom Ausnahmezustand als herrschendem Paradigma heutigen Regierens, die man schon immer glauben mochte oder auch nicht.

Und natürlich lässt sich die Kritik ohne große Mühen insofern als überzogen zurückweisen, als jeder hofft, dass der Tausch nur vorübergehender Natur ist und man

langfristig wieder zum Wert Freiheit zurückkehren wird, die eben ohne das Leben selbst wertlos ist. Das Problem ist nur, dass in ganz ähnlicher Weise wie liberale auch solche Gesellschaften auf das Virus reagiert haben, die Freiheit als eigenen Wert gar nicht kennen und in denen die Rückkehr dazu auch keine denkbare Option ist. Um den Wert Freiheit bei uns auf die Probe zu stellen, müsste man nur fragen, was geschieht, wenn die Reproduktionsraten wieder stiegen und das Infektionsgeschehen an Dramatik zunähme: Es gehört dann nicht viel Fantasie dazu, sich vorzustellen, dass die große Mehrheit der Gesellschaft wieder für den Lockdown optierte, nüchtern gesprochen also ihre Freiheit erneut und für eine begrenzte Zeit gegen die Hoffnung auf größtmögliche Rettung von Leben eintauschte. Das könnte man als Gedankenexperiment beliebig oft wiederholen, und wahrscheinlich wäre das Ergebnis jedes Mal dasselbe, solange bis irgendwann der Impfstoff gefunden wird, der dem Spuk ein Ende macht. Und wenn er nicht gefunden wird, geht es vielleicht immer so weiter. Was sagte dies dann über die sachliche Substanz des gesellschaftlichen Wertebewusstseins aus?

### *III.*

Konfrontiert mit der Böckenförde'schen Frage ist es dann nur erstaunlich, wie stabil und gefestigt sich der Staat in dieser Lage präsentiert, und zwar gerade auch in der Anerkennung und Unterstützung, die er bei seinen Bürgern findet. Was wäre es also dann, was ihn in der Stunde der Krise trägt? Die erste und einigermaßen überraschende Antwort darauf ist: er sich selbst, und zwar erneut ganz unabhängig von seiner jeweiligen Regierungsform, also davon, ob es sich um einen freiheitlichen, um einen

demokratischen oder um einen autoritären Staat handelt – auch insofern haben sich ja die Maßnahmen ihrer Art nach kaum unterschieden. In den vielen Untergangsprognosen, die ihm gestellt wurden, hatte man den Staat als Akteur allerdings schon gar nicht mehr auf der Rechnung, so wie auch im Fortgang von Globalisierung und Europäisierung für ihn kein Platz mehr schien.

Nunmehr hat er sich zurückgemeldet, und bei genauerem Hinsehen merken wir: Er war nie wirklich weg. Tatsächlich sind es fast überall die Staaten, die das Heft des Handelns an sich gerissen haben, während überstaatliche Gebilde wie die Europäische Union weitgehend ausfielen und längst zu den großen Verlierern der Krise gezählt werden. Aber in der Anwesenheit und Allgegenwart der Gefahr richteten sich reflexhaft alle Blicke zunächst auf den Staat. Wo es um den Schutz des nackten Lebens geht, ist dieser nun wieder da und vor allem anderen gefordert, und zwar als das, was er von Anfang an war, der Garant der Sicherheit seiner Bürger: immer noch und immer wieder jener sterbliche Gott und Leviathan, »dem wir alle unter dem unsterblichen Gott unseren Frieden und Schutz verdanken«, wie Hobbes einst schrieb.

Auch die Mittel, derer er sich dazu bedient, treten nun in einer Klarheit wie selten hervor. In der klassischen Sicht war dies vor allem das Recht, das der Willkür der einen um der Willkür der anderen willen Schranken zog, deren Einhaltung wiederum durch Zwang gesichert wurde. Das Recht fungierte auf diese Weise als der ideelle Zaun, der wechselseitige Übergriffe verhinderte und die Bürger auf Distanz voneinander hielt. Nunmehr sind diese Zäune unmittelbar körperlich geworden, sie haben einen Namen (Mindestabstand) und ein Maß bekommen (1,50 Meter), und die Polizei kann ihre Einhaltung kontrollieren. Aber es

ist der Staat, der sie aufgestellt und errichtet hat, und er ist, wie sich zeigt, in dieser Funktion offenbar unverzichtbar; wo er sie nicht erfüllt, treten alsbald andere an seine Stelle.

In den brasilianischen Favelas, lautete eine der weniger beachteten Meldungen jener Tage, verhängten die Drogenbanden jene Ausgangsbeschränkungen, zu denen sich der Staat dort nicht imstande sah. Das wirkt wie eine Vorform oder Travestie von Staatlichkeit, der Staat in seiner ursprünglichsten und primitivsten Gestalt, die noch durch keine Form zivilisatorischer Aufklärung hindurchgegangen ist. Aber selbst auf dieser Stufe funktioniert es offenbar, in mancher Hinsicht vielleicht noch effektiver als auf den höher entwickelten Stufen: Mit Bußgeldbescheiden, gegen die man Einspruch einlegen kann, wird man dort jedenfalls kaum arbeiten. Und an Kredit unter den Bewohnern mag man auf diese Art auch gewinnen.

#### *IV.*

Man kann das als beiläufige Bestätigung der nun auch schon wieder etwas älteren These sehen, dass eine Organisation wie der Staat irgendwann von selbst aus der Konkurrenz verschiedener Sicherheitsagenturen hervorgehen müsste, wenn es ihn noch nicht gäbe.<sup>3</sup> Aber das begründet den Staat nur als Minimalstaat, der auf den schlichtesten Zweck und die rohesten Mittel zu seiner Erfüllung zurückgeworfen ist. Für den modernen, technisch entwickelten Staat bleibt demgegenüber durchaus erklärungsbedürftig, warum zu dem von ihm unter Aufbietung all seiner Möglichkeiten zu gewährleistenden Schutz nun gerade auch der vor Krankheit gehört. Sicher